



Feierabend



Aufruhr im Hutladen.

Von Deutschlöfft.

Ich ging gestern in das Hutgeschäft „Sportbillig“ in der Amalienstraße, weil meine Frau behauptet hatte, ich müsse meinen Filzhut endlich einmal aufbügeln und dämpfen lassen. So konnte ich damit nicht mehr herumlaufen.

Der Verkäufer im Laden sagte, es dauere 10 Minuten, ich könne gleich darauf warten, und dann verschwand er mit meinem Hut in einem Nebenraum, der die Aufschrift trug: Werkstatte. Betreten verboten.

Ich lehnte mich an den Ladentisch und wartete eine Weile. — Da kam ein Herr in das Geschäft, hielt mir seinen alten verschwitzen Hut unter die Nase und sagte: Machen Sie hier ein neues Hutband rum!

Das tue ich nicht! antwortete ich.

Warum nicht? fragte der Herr.

Ich mache nicht jedem pfeifbige Bänder um seinen alten Deckel, erwiderte ich, da könnte ja jeder kommen! Nächstens verlangen Sie noch von mir, ich solle Ihnen die Stiefel putzen! Lassen Sie sich überhaupt erst mal wasieren, bevor Sie unter die Leute gehen, das wäre manieirlicher!

Was fällt Ihnen denn ein, schrie der Herr, vor Wut rasend.

Im Augenblick nichts weiter, sagte ich höflich.

Darauf rannte der Herr aus dem Laden und schlug die Tür so dröhnend zu, daß die Scheibe zerbrach. —

Gleich darauf trat ein junger Mann ein und sagte, er käme von der Firma Birnenwurzel und Ungetüm, Fischstraße 43.

Das ist nett, meinte ich, was wünschen Sie von mir?

Meine Chefs, antwortete der junge Mann und zog eine Rechnung aus der Tasche, wollen sich unter keinen Umständen länger hingehen lassen. — Wenn Sie heute wieder nicht zahlen, werden die nötigen gerichtlichen Schritte gegen Sie unternommen werden. Bitte, wollen Sie also diese Rechnung regulieren oder nicht?

Nein, erwiderte ich, ich zahle diese Rechnung nicht, und wenn Herr Ungetüm sich auf den Kopf stellt oder Herr Birnenwurzel zerplatzt!

Schön, sagte der junge Mann und nahm eine ernste Amtsmiene an, ich werde es anrichten, die Folgen haben Sie sich selber zuzuschreiben!

Nach ein paar Minuten kam eine dickere ältere Dame.

Zeigen Sie mir Hüte, sagte sie.

Hier sind 374 verschiedene Hüte, erwiderte ich, suchen Sie sich einen aus, aber schnell, bitte, ich habe nicht viel Zeit, da ich gleich fort muß. — Probieren Sie auf, was Sie wollen, und dann entscheiden Sie sich rasch.

Wollen Sie mir die Hüte nicht gefälligst vorzeigen? schrie die dicke Dame.

Nein! sagte ich.

Das ist ja eine eigentümliche Art von Bedienung hier bei Ihnen!

Nicht wahr, meinte ich, die habe ich mir selber ausgedacht, weil ich die Erfahrung gemacht habe, daß die Damen stundenlang rumtramen, alles anfassen und zuletzt doch nichts kaufen. Ich habe doch nicht Lust, jeder Dame, die hier in den Laden kommt, unaufhörlich die verschiedensten Hüte aufzustülpen!

Sonderbare Geschäftsmethoden! sagte die dicke Dame.

Aber praktisch! meinte ich.

Was kostet denn der bla Hut da mit dem schwarzen Besatz? fragte sie nun. Das ist wohl ein Pariser Modell?

Jawohl, sagte ich, das ist ein Pariser Modell und kostet 1678.65 Mark.

Um Gottes willen, was reden Sie da. Sie irren sich wohl?!

Ja, ich irre mich, er kostet, wie ich eben sehe, 1.45. Den Schleier gibts noch gratis zu!

Die Dame probierte den Hut auf und sagte: Ich nehme ihn!

Das will ich Ihnen gerne glauben, sagte ich, ich gebe ihn Ihnen aber nicht.

Was soll denn das heißen, warum denn nicht?! fragte die Dame.

Das ist meine Sache, erwiderte ich. — Wenn Sie es aber durchaus wissen wollen, kann ich es Ihnen ja verraten: Er ist viel zu jugendlich für Ihr altes Gesicht. Sie würden sich ja direkt lächerlich damit machen!

Wählen Sie sich fix etwas anderes aus!

Sie sind wohl verrückt —? schrie die dicke Dame.

Gewiß! sagte ich.

Das Geschäft werde ich mir merken, brüllte die Dame kirchrot vor Wut und wollte aus dem Laden laufen. —

Einen Moment, bitte! rief ich und hielt sie am Ärmel fest, nehmen Sie hier das kleine Notizbuch mit dem Firmenaufdruck mit.

Was soll ich denn damit? quietichte die Dame.

Nur zur Unterstützung Ihres Gedächtnisses, falls Sie doch den Laden vergessen sollten. Empfehle mich sehr. Auf Wiedersehen!

Als die Dame krachend die Tür hinter sich zugeworfen hatte, klingelte das Telefon. Ich hob den Hörer ab und sagte: Hallo! Bubi, du kommst doch heute abend bestimmt?! stötete eine zarte Frauenstimme. Rein, heute abend komme ich nicht, rief ich in den Trichter.

Aber warum denn nicht, Bubi???

Weil ich mit Else ins Kabarett gehe, sagte ich, darum.

Mit wem?? Was sagst du da??!

Ich sage, heute abend gehe ich mit Else ins Kabarett!

Das ist doch unerhört! Du hast mir doch fest zugesagt, daß wir heute abend zusammen sind! Was soll ich denn davon halten??!

Das soll mir total egal sein, sagte ich, und hängte ab. — — —

Nach zwei Minuten läutete das Telefon stürmisch, und dieselbe Stimme fragte: Ist dort das Hutgeschäft Sportbillig am Apparat?

Nein, sagte ich, hier ist der berühmte Schriftsteller Deutschlöfft, was wünschen Sie von mir?!

Von Ihnen will ich gar nichts! kreischte die Stimme.

Na, warum klingeln Sie denn dann wie närrisch, wenn Sie gar nichts von mir wollen, rief ich, glauben Sie denn, ich hätte weiter nichts zu tun, als dauernd aus dem Telefon zu laufen??!

Ich will doch das Hutgeschäft Sportbillig, heulte die Stimme.

Belästigen Sie mich gefälligst nicht mit Ihren geschäftlichen Angelegenheiten! Schluss! rief ich. — — —

Hierauf öffnete sich die Ladentüre, ein bildschönes junges Mädchen trat ein und fragte mich: Was kostet der rote Trotteur mit der Schnalle im Fenster?

Für Sie garnichts, Sie entzückendes

Kerlchen! sagte ich. So reizende Mädels kriegen überhaupt alles von mir umsonst, wenn sie lieb und nett zu mir sind. Hier ist der Hut, und nun geben Sie mir ein schönes Küßchen!

Sie sind wohl übergeschnappt, Sie hübschinniger alter Trottel, schrie das hübsche Mädchen, und dann schlug sie mir rechts und links ein paar hinter die Ohren.

Bald danach kam der Verkäufer aus der Wertstatt und brachte mir meinen Hut. Er sagte, es koste alles in allem 1.45 Mark — Ich zahlte und ging.

Meine Frau hat vielleicht ganz recht, ich würde es nie zu etwas bringen, weil ich ein so gräßlich ungehobeltes Wesen hätte und so wenig Sinn für das praktische Leben besäße.

Vornehme Leute, 1200 Meter hoch.

Von Erich Kästner.

Sie sitzen in den Grandhotels. Ringsum sind Eis und Schnee. Ringsum sind Berg und Wald und Fels. Sie sitzen in den Grandhotels und trinken immer Tee.

Sie haben ihren Smolting an. Im Walde flirrt der Frost. Ein kleines Reh hüpfet durch den Tann. Sie haben ihren Smolting an und lauern auf die Post.

Sie tanzen Blues im Blauen Saal, wobei es draußen schneit.

Es blüht und donnert manchesmal. Sie tanzen Blues im Blauen Saal und haben keine Zeit.

Sie schwärmen sehr für die Natur und heben den Verkehr. Sie schwärmen sehr für die Natur und kennen die Umgebung nur von Ansichtskarten her.

Sie sitzen in den Grandhotels und sprechen viel von Sport, und einmal treten sie, im Pelz, sogar vors Tor des Grandhotels — und fahren wieder fort.

Gattin des Arbeiterlords.

Die Sozialistin Beatrice Webb

Hört man den in Deutschland seltenen Vornamen dieser Frau so denkt man unwillkürlich an die unbekannte Geliebte, Dantes. Aber nicht nur mit poetischem Recht; auch sachlich ist dieser Vergleich nicht ganz unbegründet. Wie der große italienische Dichter durch die Trägerin dieses Namens in seinem Schaffen angeregt und beflügelt wurde, so ist es bei dem Ehepaar Sidney und Beatrice Webb. Seit vier Jahrzehnten arbeiten die beiden auf dem Gebiete der Sozialkritik und der Sozialgeschichtsschreibung zusammen. Die bedeutendsten ihrer literarischen Werke sind gemeinsam geschaffen worden. Vor zwei bis drei Jahrzehnten war es bei uns ganz selbstverständlich, daß man in den Kreisen der aufstrebenden Arbeiterschaft sich das Wissen über die englischen Gewerksvereine aus den beiden fundamentalen Schriften der beiden Autoren holte, zumal da sowohl die Geschichte der englischen Gewerkschaftsbewegung wie auch das Buch über die Theorie und die Praxis der englischen Gewerksvereine in guter deutscher Uebersetzung in guten deutschen Parteiverlagen erschienen sind.

Beatrice Webb stammt aus wohlhabendem englischen Hause. Der gefeierte Philosoph Herr Spencer würdigte sie seiner intimen Freundschaft, bis sie eines Tages, ungeleitet vom gesellschaftlichen Nichts, in die Quartiere der Londoner Armut ging, dort ihre Studien machte und plötzlich überraschend mit dem „Tagebuch einer Arbeiterin“ auf den Plan trat. Damals war Beatrice Potter, wie sie von Haus aus hieß, knapp dreißig Jahre alt. Durch den Verkehr mit Spencer war ihr Blick geschärft worden. Dieser, der zunächst seine Freunde an dem klugen Mädchen gehabt, ihm sogar die Verfügung über seinen Nachlaß zugesichert, ja, Beatrice zu seiner Biographin bestimmt hatte, wurde freilich anderen Sinnes, als bald darauf die verwöhnte Tochter des „Eisenbahnkönigs“ Potter ihre Hand dem Sozialisten Webb reichte. Ein solches Aus-der-Reihe-tanzen erschien beispiellos.

In Sidney Webb, einem früheren kleinen Beamten, der sich mit eisernem Fleiß empore-

gearbeitet hatte, sah die von sozialen Ideen befehlte Beatrice den Mann, bei dem sie die körperliche Gemeinschaft mit der geistigen auf wirkungsvollste verbinden zu können glaubte. Das jungverheiratete Paar konnte sich, da Beatrice von Haus aus vermögend war und genügend materielle Mittel mit in die Ehe brachte, ganz dem Studium politischer und sozialer Reformfragen widmen. So erschienen denn neben zahlreichen Aufsätzen über das System der Heimarbeit und über das nicht minder bejammernswerte vielfache Wohnungselend die großen internationale Geltung besitzenden Bücher über Geschichte und Praxis der gewerkschaftlichen Verbände Englands aus alter und neuer Zeit. Seit Friedrich Engels „Lage der arbeitenden Klassen in England“ war Gleichartiges nicht mehr erschienen, sogar laum etwas Verwandtes. Es war daher auch bald selbstverständlich, daß diese literarischen Schöpfungen in andere Länder sich als zuverlässiges lexikalisch-kritisches Informations- und Belehrungswerk galten.

Im englischen öffentlichen Leben hat man Wert und Wissen des Ehepaars Webb schon lange vor dem Kriege geschätzt. Sidney Webb ist seit bald vier Jahrzehnten Mitglied des Londoner Grafschaftsrates und seine Frau wurde wiederholt zu parlamentarischen Untersuchungen herangezogen. Die höchste sachliche Einschätzung aber wurde dem Gatten erst in unserer Zeit zu teil, er wurde im Kabinett MacDonald Kolonialminister und schließlich Vertreter der Regierung im Oberhaus, als Lord Peer von England. Als Gattin des neuen Lords war Beatrice Webb nun mit einem Schlage „hoffähig“ geworden. War wieder in den Gesellschaftskreisen, die sie einst des Mannes und der Arbeit wegen verlassen hatte. Aber so entschieden vor 40 Jahren die verwöhnte Bourgeois-tochter aus den großkapitalistischen Kreisen herausging — mit der gleichen Entschiedenheit weigerte sich jetzt die Gattin des neuen Regierungslords, in jene gesellschaftlichen Zirkel als von Parlament und König erhobene Lady zurückzukehren. Mochte ihr Mann schon Lord werden, wenn es durchaus nicht anders

ging — sie selbst lehnte für sich den Adel beharrlich und entschieden ab. Sie wollte, wie bisher, Frau Beatrice Webb bleiben und sie ist es geblieben. Im Laufe der vielen Jahre war ihre Arbeit ihr Adel geworden. In der harmonischen Ehe, in dem harmonischen Schaffen mit Sidney hat sie ihr Glück und ihre Befriedigung gefunden. Die soziale Arbeit war ihr Stolz, die Anerkennung der Fachkreise lag vor; darüber hinaus der Dank der Armen — war das nicht Höchstes genug?! Also verzichtete sie auf Titel und Würde; niemand sollte sie anders sehen, als sie bisher gewesen war: eine einfache, bescheidene Bürgerfrau mit starkem Gefühl für die unterste Klasse.

Wenn man die oben erwähnten Bücher in die Hand nimmt, so findet man auf dem Titel stets den Doppelnamen Sidney und Beatrice Webb. Deshalb blieb sehr oft die Frage nicht aus wer wohl das meiste zu dem jeweiligen Buche gegeben habe, wer wohl der Ueberlegener des Autorenpaars im Einzelfalle sein möge. Die Antwort darauf ist nie gegeben worden. Wir ergänzen uns vorzüglich. Die starken Werke erstanden, weil wir unsere Begabung vereinigten“, schrieb Frau Beatrice einmal. Nach Eduard Bernstein, der beide aus jahrelanger eigener Anschauung kennt, und der vor zehn Jahren in einem Buch über sie plauderte, ist das Verhältnis etwa so, daß Sidney Webb zwar mit einem stärkeren Wissen ausgerüstet ist, daß aber Beatrice das Fesselndere, Eleganterere und damit wohl auch Wirkungsvollere in der Darstellung hat. Aber schließlich ist das ja für uns gar nicht von Belang; darüber mögen sich später einmal Biographen streiten; hier galt es nur, ein Bild von der Sozialkritikerin Beatrice Webb, der Gattin des englischen Arbeiterlords, zu geben. Josef Klich e.

Das kleine Dingsda.

Aus einem Roman von Alfons Daudet.

Armer Jacques! Herr Cyssette, der ihn ewig mit Tränen in den Augen sah, konnte ihn schließlich nicht mehr leiden und verabreichte ihm Ohrfeigen. Man hörte den ganzen Tag: „Jacques, du bist ein Schaf! — du bist ein Esel!“

Eines Abends bemerkte man, daß im ganzen Hause kein Tropfen Wasser vorhanden war. „Wenn ihr wollt, werde ich welches holen“, sagte Jacques, das gute Kind, und nahm einen großen Steinkrug in die Hand. Herr Cyssette zuckte die Achseln und meinte, wenn Jacques hingeht, wird der Krug sicher zerbrochen. „Hörst du Jacques“, spricht Madame Cyssette, „hörst du, zerbrich ihn nicht, gib wohl auf!“

„O du kannst ihm immerhin sagen, er solle ihn nicht zerbrechen“, fährt Herr Cyssette fort, „er wird ihn doch zerbrechen.“

Jacques erwiderte nichts. Er nahm den Krug mit zitternder Hand und geht schnell hinaus.

Fünf Minuten, zehn Minuten vergangen. Jacques kommt nicht wieder. Madame Cyssette fängt an, unruhig zu werden.

„Wenn ihm nur nichts passiert ist?“ — „Ach Unstüm! Was soll ihm denn passiert sein“, sagt Herr Cyssette in brummigem Tone.

„Er hat den Krug zerbrochen und wagt sich nicht, hereinzukommen.“

Doch während er dies sagt, steht er auf und öffnet die Tür. Dort steht Jacques auf der Treppe mit leeren Händen schweigend und versteinert. Als er Herrn Cyssette erblickt, erblickt er und sagt mit schwacher gebrochener Stimme: „Ich habe ihn zerbrochen...“

In den Archiven des Hauses Effette nennt man diesen Vorfall die Krugzige.
Töret nicht das Selbstvertrauen, Ihr töret den Menschen

Kurioses Warnungs- getrauel.

Lustige bürokratische Anekdoten.

I.

Am Rande einer Wiege in Burgbach: Niemand wird gebeten, über diese Wiege zu gehen! Der Besitzer

In einem Winkel in der Ladengasse eines württembergischen Schwarzwaldfäbrikanten: Hier ist es bloß den Hunden erlaubt!

Weiland an einem Springbrunnen in Schönbrunn: Dem Publikum ist es verboten, hier die Wasserkränze spielen zu lassen! Das Hofmarschallamt.

Am Ende einer schönen Ruhbaumallee bei Stuttgart: Das Verlassen der Allee ist untersagt. Bürgermeisteramt.

Im Harz an einer freistehenden Baumgruppe: Vorsicht! Allhier wird man vom Blitz erschlagen! Die Polizeidirektion.

Auf den Wiesen bei Leisling an der Saale:
Das liebe Vieh braucht Futter.
Auch Brot das Vaterland:
Das ist so klar wie Butter.
Wird selbst vom Kind erkannt.
Drum lauß nicht auf die Wiesen.
Du schadest in der Tat;
Du mußt sonst dafür büßen
Fünf Mark! — Gemeinderat.

In Eidelstedt in Holstein: Wer sich nicht schämt, hier Hausunrat abzuladen, kann sich von der Gemeindeverretung eine Befehlsmitung holen, daß er ein Schwein ist.

In der Berliner Stadtbahn (ermunternd für Spitzbuben): Handgepäckdiebe! Achtet auf das Handgepäck!

An einem Weinberg im Badischen: Dieser Weg ist kein Weg! Wer es aber dennoch tut, zahlt drei Mark. Das Schultheißamt.

Am Garten einer Farm in Georgien (U. S. A.): Wer hier durchgeht, wird im Durchmesser von vier wilden Hunden an den Hosen gepackt und mit einer Jagdflinte bearbeitet, die nicht mit Sofakissen geladen ist. Verflucht nochmal! Ich habe keine Lust, noch länger das Getrampel durch den Garten anzusehen. Joe Murgridge.

vier Uhr morgens nahm er Baldrian, damit er sich endlich beruhige.

Gerade verwirrt sah seine Sinnesdrüde, um in das Reich des Schlafes zu wecheln, als etwas für ihn Unerwartetes geschah. Baldrian lockt bekanntlich die Katzen an und darum bequeme sich Mimi, zu ihm ins Bett zu springen. Ihr Weg war ein absonderlicher und genau so eigenwillig wie Mimi selbst. Sie sprang nämlich vom Kleiderschrank ins Bett und dabei Herrchen ausgerechnet auf den Bauch. Erschreckt war der Mann hellwach und da er nun ein für allemal sein Abenteuer mit Mimi beendet wissen wollte, sperrte er sie in die Küche ein. In den Nachbarwohnungen hörte er bereits die ersten Wacker schnurren, als er endlich vorm Einschlafen war. Doch diese Nacht war für ihn restlos verloren; denn ein ungeheurer Krach ließ ihn regelrecht aus dem Bette fallen. Zitternd, aber doch weniger schreckhaft als um Ritternacht, weil das Morgenlicht bereits ins Zimmer fiel eilte er in die Küche, da in ihr die Ursache des Krachs zu suchen war. Schnurrend sah Mimi auf dem Fußboden, inmitten unzähliger Scherben. Sie hatte ihr neues Revier untersucht und dabei, lustig aufgelegt, wie sie nun einmal war, einen Porzellaneimer von der Seltener gepiekt. Der war ein Erbstück von der Großmutter selig und hatte bereits in der dritten Generation als über Stehimgeweg, aber sorgfältig gehütetes Küchenprunkstück auf besagter Stellage paradiert. Jetzt war er kaputt und Herrchen suchte nach Entschuldigungsgründen seiner Frau gegenüber; denn die Rage durfte nach hausfräulicher Anordnung nachts stromern, hatte also nichts in der Küche zu tun. Und als der Herr des Hauses mühsam die Scherben zusammenlegte, kam waischnabend der Unterkücher und erklärte, er hätte immer erst morgens die richtige erquickende Schlattese, er ließe sich solchen Kadav nicht gefallen, möblierte Zimmer gäbe es übergenug. Wenn er noch einmal um seine Ruhe gebracht würde, dann jöge er sofort.

Ins Schiksal ergeben, zog der Mann sich an. Seine Frau kann jetzt wegbleiben solange sie will — niemals wird er Mimi wieder mit ins Bett nehmen

Eine Nacht mit Mimi.

Von Frau Büsing.

Aus Erich Müstners kürzlich erschienenen Gedichtbande „Lärm im Spiegel“ (Verlag E. Weller & Co., Leipzig).

Seine Frau war verreist und da wollte er sich auch einmal etwas leisten das heißt, er wollte mit Mimi schlafen gehen. Mimi war eine schloßweilige Angorakaze, von einem Eigenwillen und einer Kraxbürtigkeit, die vergeblich ihresgleichen suchten. Seine Frau hätte nie und nimmer erlaubt, daß Mimi mit ins Bett käme. Doch trotzköpfig und erlebnishungrig wie ein Schulbube, wollte er jetzt die verbotene Gelegenheit wahrnehmen.

Mimi, an nächtliches Herumtreiben gewöhnt, war empört über das zugemutete weiche Lager. Ihre Haare sträubten sich, sie zeigte die Zähne und sie sauchte wie ein Tiger in Kaktusform. Er wollte sie zwingen, er griff nach Mimi und wenn er meinte, er hätte ihren Schwanz, dann hatte er einen anständigen Katzenhieb über die Hand. Mimi schlug derb, seine Haut rollte sich auf und das Blut tropfte aus tiefen Rissen. Er sog die Wunde aus, denn als ehier Mann wa er vorsichtig und ängstlich zugleich und stets rührend besorgt um die eigene Gesundheit. Dennoch reizten ihn Widerstände ungemain. Er troch hinter Mimi her. Er stieß beim schnellen Aufstehen mit dem Kopf unter das Bett, er klemmte sich den Finger zwischen Fußleiste und Nachtschwand, er glitt über den Bettvorleger aus und setzte sich unjansf auf seinen von Natur zum Sitzen bestimmten Körperteil. Abwechslend rief er Mimi oder finchte, je nach dem es die Situation gerade mit sich brachte. Mimi machte dieses Theater Freude.

Als er zwei Stunden lang getobt hatte, war er körperlich schwachmatt, aber feilsch gehoben ob der eigenen Beharrlichkeit. Doch da nahmen die Mieter die unter ihm wohnen, einen Besenstiel und klopfen damit unter die Decke. Das war Grund genug für den Mann, gerechtfertigt vor sich selbst, sein Vorhaben be-

ruhigt einzustellen. Den Versuch, Mimi zu zähmen, hatte er nicht schwächlich aufgegeben er hatte nur auf die Allgemeinheit die schuldige Rücksicht genommen. Wirklich müde fiel er ins Bett. Mimi aber entwischte in die Stube.

Es schlug Ritternacht, als er von einem fürchterlichen Gepolter erwachte. Er dachte an Einbrecher und diese Gedanken waren ihm sehr unangenehm. Wie schon erwähnt, seine Frau war nicht zu Hause; infolgedessen konnte er sich nicht die Decke über die Ohren ziehen und rufen „Mutter, siehe mal auf, wir wollen mal sehen, wer da ist!“ Er mußte jetzt tatsächlich selbst aufstehen. Umständlich trat er in seine Hausschuhe und zog sich sein Jackett übers Nachthemd. Als er das Licht angezündet hatte und zitternd in die Stube kam, traute er seinen Augen kaum. Mimi hatte solch Gefallen an der Jagd gefunden, daß sie die lustige Springerei auf eigenes Risiko fortsetzte. Dabei war sie auf den Bäckerjhrant geraten und hatte eine dort stehende Nippfacke heruntergeworfen. Diese Nippfacke war die einzige, die im Zimmer stand, sie war aber echt Meissen und drei Altwarenhändler und ein Porzellansachverständiger hatten sie bereits angesehen, weil sie verkauft werden sollte. Der Porzellansachverständige war sogar zweimal dagewesen, einmal hatte er einen dreistündigen Vortrag über alles Porzellan und Meißener im besonderen gehalten und das in derentmal war er früher weggegangen, da er bereits nach zweistündigem Aufenthalt Kaffee bekam. Und nun war die Figur mit Stannbaum und Verkaufsaussichten kaputt. Der Mann holte einen Besen, setzte mit er ziemlich wehmütigen Betrachtungen die Scherben zusammen, damit Mimi sie sich nicht in die Füße träte, und ging schlafen.

Das heißt, er gab sich Mühe, einzuschlafen. Er dachte an die Nippfigur, er dachte an Mimi und die große Reizbarkeit der Ragentemperatur. Er kam zu keinem Entschluß und auch zu keinem Abschluß seiner Denkfähigkeit und nun

Das bunte Leben eines Schäferhundes.

Seine Mutter hieß Fritz und war der Hund des Dorfchmieds, ein echter Wolf, und das will sagen: kug, voll geübter Wildheit, unbändiger Kraft, tapfer und anhänglich, wie es nur ein Hund sein kann. In seiner Jugend war er stets zu allerlei tollen Streichen aufgelegt und es war ein starker Kigel in ihm, seinen prächtigen, zermahlenden Feikapparat zu gebrauchen, wo immer sich Gelegenheit bot. Auf Hofenböden hatte er es besonders abgeübt. Schenkefleisch war doch zum Sineinbeissen da. Stiefel, Spanferkel, Kälber und junge Kinder waren vor ihm nicht sicher. Seine erste Jugend verbrachte er bei einem Schmiedegesellen da führte er ein richtiges Paragandenleben. Die strenge Nacht bei einem Hofbesitzer kam ihm hart an. Ruch und nach bereist er aber seine Hundemission am wohlsten fühlt er sich aber wenn er seine kriegerischen Eigenschaften betätigen darf. Sein nächster Herr, ein Käsehändler, machte mit ihm üble, kostspielige Erfahrungen und beinahe hätte ihm dies das Leben gekostet, hätte nicht der Käsehändler selbst Folge eines Herzschlages das Restliche reignet. Aus dem Nachlaß wird Flax von einem jungen Schuttmann erstanden, der durch geeignete Behandlung das Bölsch-wilde in ihm zurückdrängt, das Gute und Wertvolle groß zög

So wird Flax Polizeihund, seine Gelehrtheit und sein Spürsinn bestehen glänzend alle Proben. Die er sich in seiner sozusagen amtlichen Eigenschaft bewährt, wie überhört seine ganze Lebensgeschichte bis zu seinem Ende auf der Fortinsel, wo er für seine Treue und seine Verdienste ein Ehrengrab erhält und der erste Offizier an seinem Grabe die Hand an die Mütze legt, das erzählt Svend Fleuron in einem der herrlichsten Tierbücher „Flax Aedilius“, die es gibt. (Verlag Eugen Diederichs, Jena. Geb. 5 Mk.) Nur noch Jach Bondon hat es so meisterhaft verstanden, sich in das Seelenleben der Hunde so einzufühlen, wie es Svend Fleuron, der durch frühere Tierbücher sich bereits einen weiten Freundeskreis erworben hat, hier gelungen ist. Mit Erlaubnis des Verlages bringen wir nachstehend eine kleine Leseprobe aus dem Buche zum Abdruck, d. i. den Schluß.

* * *

Sechs Jahre lebte Flax im ganzen auf dem Fort, und er wurde ein irakter Hund. Zuletzt konnte er nicht mehr bellen, jedenfalls nur noch heiser. Sein bombastischer Soldatename paßte nicht mehr für ihn.

Obwohl er schon unzählige Male von dem salzigen Wasser getrunken und obwohl die Erfahrung ihn gelehrt hatte, daß er bloß noch durstiger davon wurde, war er von dieser üblen Angewohnheit nicht abzubringen. In den letzten Jahren fiel er hierbei immer wieder ins Wasser, und recht oft wurde die Mannschaft durch das verabredete Gefahrignal, den achtmaligen Pfiff der Wache, alarmiert. Dann stürzte man hin und zog den alten Flax heraus.

Früh war seine Kriegerseele aufgelodert, stark hatte sie geflammt — nun spürte er den Tod in sich. Da vertrocknete er sich, er versteckte sich im allerdümmelsten Winkel des Forts, wo die großen Twist- und Langballen lagen und selten ein Mensch sich sehen ließ. Man rief und rief, versuchte auf alle möglichen Arten, ihn hervorzuloden: es war, als befände er sich schon außerhalb des Lebens, er ließ alle Lockrufe unbeachtet.

Nur der Schwarze Peter wußte, wo der große Knochenbenager ausrubte und huschte unbemerkt ein paarmal zu ihm hin. Auf einmal hörte man ihn heulen — und als man Licht machte und dem Laute nachging, sprang er entzückt, schmeichlerisch und wild wedelnd dem Kanonier entgegen.

Nun war er der einzige Hund auf dem Fort!

In der großen Traverse mit der grünen Grasdecke, unterm Bajonett der Schildwache, nahe bei den scharfen Schüssen, legte der Offizier seinen alten Freund zur Ruhe.

Er führte die Hand an die Mütze, als er von dem großen Krieger Abschied nahm.

Bücher für Haus und Familie. Ein paar neue Bilderbücher.

„Von fleißigen Tieren.“ Ein Bilderbuch von Jochen Grieben. Pestalozzi-Verlagsanstalt, Berlin-Grunewald. 1.50 Mk. Eine Fliege aus der Stadt fliegt zu den nahen Wiesen und sieht, wie die Ameisen und anderen kleinen Tierlein sich plagen, und da sie der Menschen Treiben kennt, rät sie den Tierlein, Maschinen zu bauen und sich ihre modernen technischen Erfindungen zunutze zu machen. Wie die Tiere diesen Rat befolgen, zeigt das schöne Bilderbuch, das bei den Kindern gewiß sowohl Interesse für die Tierwelt, als auch für manche technische Vorgänge erwecken wird.

„Die kleinen Obst- und Gemüsegärtner.“ Mit Bildern von Rarigard Banzer, Verse von Elisabeth Morgenstern. Pestalozzi-Verlagsanstalt, Berlin-Grunewald. 2.80 Mk. In von lieben Versen begleiteten reizenden Bildern wird die Freude der Kinder an den Arbeiten im Kleingarten gezeigt. Das neue Haus ist bezogen worden, nun gilt es Haus Hof und Garten einzurichten, Blumen, Früchte und Gemüse zu züchten. Dies veranschaulicht zu sehen, wird jedes Kinderherz erfreuen.

Eine neue Bilderbuch-Serie des Deutschen Verlages für Jugend und Volk, Wien. (Preis pro Band 1.80 Schill.) Vom täglichen Leben im Hause, von häuslichen Gegenständen und Berichtigungen erzählen in Bildern und Worten diese für Kinder unterrichtenden und anregenden Bilderbücher. Sie heißen: „Guten Morgen“, „Kleider machen Leute“, „In der Küche“, „Vom Essen und Trinken“, „Wir waschen Wäsche“, „Unser schönes Zimmer“. Jedem einzelnen dieser Sachbilderbücher ist eine an Eltern und Erzieher gerichtete Anleitung vorangedruckt, wie am besten durch diese Bücher der Vorstellungskreis der Kinder erweitert werden kann. Sie können aufs beste empfohlen werden.

Schach-Ecke.

(Alle Zuschriften und Anfragen an Gen. Alois Vaj. Druck- und Verlagsanstalt, Teplich-Schönan, Tischlergasse.)

24. Fortsetzung.

Es gibt nur noch eine Möglichkeit, das Matt aufzuhalten (aber nicht abzuwenden), und zwar 14. g4×h5. Würde jetzt Weiß sich überellen und sofort zugreifen. 14... Th8×h5?, so würde 15. Dd1×h5 folgen und Schwarz hätte einfach einen Turm verloren. Er macht den Fehler nicht, sondern schlägt den Turm 14... Dg3×f5. Die Mattdrohung (T×h5? D×T D×D matt) besteht immer. Dagegen gibt es wieder nur eine Verteidigung: 15. g3—g4. Bild 34.

Bild 34.



Es folgt nun 15... Df5—f2. Matt auf h4 mit der Dame drohend, 16. g2—g3 Df2×g3, Dame will auf h3 matt geben. 17. Dd1—f1 Dg3×g4; es droht T×h5? mit Matt im nächsten Zuge. Dagegen gibt es kein Hilfsmittel mehr. Ein Versuch, durch etwa D×f7? K×f7, L×d5? Kf8, Lg2 das Matt abzuwenden, scheitert selbstverständlich an T×h5? oder auch D×h5?; Weiß muß daher die Partie aufgeben.

Partieverlauf.

Selten gelingt es, im wirklichen Spiel einen Mattangriff, ähnlich wie in der Übungspartie, schon in der Eröffnung durchzusetzen. Nur einem Fehler ist diese Möglichkeit immer zu verdanken. Eine in der Eröffnung richtig geführte Partie zeigt ein gewisses materielles Gleichgewicht der Kräfte, wie ihrer Verteilung am Brette, der Position. Wenn die Streitkräfte größtenteils bereits entwickelt, die Könige durch die Rochade in Sicherheit gebracht wurden, dann fängt das Mittelspiel an, ein neuer Abschnitt des Ringens. Jetzt erst pflegen Angriffe auf das Königsquartier (Rochade-

Drei billige und dabei gute Bilderbücher hat die Dürrsche Buchhandlung Vogel und Schade, Leipzig C 1, herausgebracht. Ihre Titel sind: „Hausmütterchen“, „Schnitz-Schnack“ und „Sommertag“. Jedes Bändchen — 95 Mk. Einfach in der Ausstattung und billig, aber die darin enthaltenen entzückenden Bildchen und die dem Verständnis der Kinder ausgezeichnet angepaßten Verse wird man besser auch in weit kostspieligeren Bilderbüchern nicht finden. Es war eine verdienstvolle Tat, diese billigen Bilderbücher herauszugeben.

Betteres.

Beim Festmahl. „Dauke, ich trinke keinen Wein mehr. Ich finde sonst nicht nach Hause.“ — „Dann begleite ich Sie.“ — „Nein, ich darf nicht mit 'n Affen nach Hause kommen!“

Kollegen. Der Lehrling Franz ist mit seinem Freunde auf dem Bummel. Ein eleganter Herr fährt im Auto an ihnen vorbei. Franz grüßt und bemerkt: „Kollege von mir.“ — „Donnerwetter! Noble Firma,“ staunt der Freund voll Bewunderung. „Was macht denn der im Geschäft?“ — „Ach, der unterschreibt bloß die Briefe, die ich nachher zur Post trage.“

angriffe) inszeniert zu werden, oder aber es geht der Kampf um andere Dinge an, falls Königsangriffe aussichtslos erscheinen. So ringt man um Uebermacht der Stellung in der Mitte oder auf einem Flügel, beziehungsweise sucht seine Ueberlegenheit hier noch weiter auszubauen; oder man sucht die gegnerische Stellung, die noch fest ist, zu unterminieren, indem man die Bauernketten schwächt, zerreißt und sich damit freie Angriffslinien als Einfallstore schafft. Die Möglichkeiten des Mittelspiels sind unabsehbar.

Viele Partien werden schon in diesem zweiten Abschnitt, im Mittelspiel, entschieden. Manchmal enden sie wirklich mit Matt, größtenteils gibt aber die in Stellung oder materiell entschiedene schwächere Partie die Partie auf, ohne abzuwarten, bis der Gegner seine Ueberlegenheit tatsächlich bis zum Mattsetzen verwertet. Nur Anfänger, die immer noch auf ein Wunder hoffen, pflegen auch einem starken Spieler gegenüber nicht aufzugeben, sondern spielen weiter lustig darauf los. Solange sie damit den Zweck verfolgen, vom Gegner zu lernen, wie man die Ueberlegenheit ausnützen soll, ist dagegen wenig einzuwenden; nur zum Eigensinn, zur schlechten Gewohnheit soll es nicht ausarten. Auch im Mittelspiel kann die Partie als unentschieden enden, obwohl noch viele Streitkräfte vorhanden sind. Einen solchen Fall haben wir als ewiges Schach bereits in der 22. Fortsetzung kennen gelernt, der häufig genug im Mittelspiel eintritt. Als unentschieden wird sonst im Mittelspiel nur dann eine Partie gelten, wenn bolde Spieler zu der Einsicht kommen, daß ein völliges Gleichgewicht herrsche und daß etwaige Versuche, das Spiel zu gewinnen, beiderseits eher nachteilig für den Unternehmer ausfallen würden. Doch sind das nur Ausnahmefälle, gewöhnlich gleitet man vom Mittelspiel allmählich in das Endspiel hinüber, in das letzte Stadium der Partie. Die Uebergänge zwischen den einzelnen Partienabschnitten sind oft unauffällig, die Abschnitte nicht scharf abgegrenzt und als solche zu kennzeichnen.

Wenn die Damen sowie einige leichte Figuren und Bauern abgetauscht, die Bauernketten also nicht mehr intakt sind, wenn weiters keine kombinierten Königsangriffe zu befürchten sind, dann ist das Endspiel da. Die Türme, die Bauern und zuletzt die Könige gewinnen an Kraft und Bedeutung. Die Pläne und Kombinationen werden ruhiger, aber oft desto tiefer und feiner, als die lobhaften Verwicklungen des Mittelspiels. Das Endspiel vereinfacht sich immer mehr, bis es schließlich zu Stellungen kommt, über welche die Theorie bereits ihr Urteil gefällt hat. (Fortsetzung folgt.)